

8054

Frankreich und Schweden

im

siebzehnten Jahrhundert.

Einladungsschrift

zu dem

am 18. December 1871

in der

Kreissschule zu Fellin stattfindenden Actus.

Dorpat 1871.

Druck von W. Gläser.

ESTICA

A. 3032.

Von der Censur gestattet.

Dorpat, den 25. October 1871.

ESTICA

A. 3039.

Est.



4680

Est 4680

Aus den blutigen Kämpfen des dreißigjährigen Krieges gingen Frankreich und Schweden als die Großmächte Europas hervor. Für das nächste halbe Jahrhundert bildet jenes im Westen, dieses im Nordosten den Mittelpunkt einer Staatengruppe, deren Glieder mehr oder weniger von diesen Centren aus beeinflusst und beunruhigt werden. Dort sind es das deutsche Reich und Spanien, Holland und England, hier Dänemark, Polen und Rußland, die sich einer solchen Einwirkung nicht entziehen können. Denn dem deutschen Reich hat der eben überstandene Bürgerkrieg für lange Zeit unheilbare Wunden geschlagen, und Spanien scheidet seit seinem von Philipp II. unternommenen erfolglosen Kampf gegen das protestantische Europa immer mehr dahin. Holland ruht auf den im Befreiungskriege errungenen Vorbeeren, nur bedacht, die ihm durch denselben erschlossenen mercantilen Vortheile mit Bier auszubeuten, ohne gegen Angriffe von außen genügend gerüstet zu sein. Englands Kräfte sind durch die religiösen und politischen Wirren, welche die Regierung der Stuart'schen Dynastie begleiten, noch immer so gebunden, daß es nach außen hin gelähmt dasteht. Und ebenso steht es im Osten. Dänemark, der vielhundertjährige Gegner Schwedens, ist seit Christians unglücklicher Theilnahme am dreißigjährigen Kriege und durch Gustav Adolphs Siegeslaufbahn gänzlich von Schweden überflügelt. Polen wird durch seine politischen Institutionen immer unfähiger, seine staatliche Bedeutung zu behaupten. Rußland hat sich erst seit einigen Jahrzehnden aus furchtbarer Zerrissenheit herausgerettet; wiewohl unter einem neuen Herrscherhause geeinigt und bereits im Anstreben begriffen, ist es doch noch nicht im Stande, alle in ihm schlummernden Kräfte einzusetzen.

Doch mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts verändert sich die eben gezeichnete Situation. Wir sehen ganz Europa zu einem Ent-

scheidungskämpfe gegen die beiden Großmächte in die Schranken treten. Die Schlachten von Malplaquet und Pultawa, in einem und demselben Jahre geschlagen, geben die deutlichen Marksteine für den Umschwung in den europäischen Machtverhältnissen ab. Schweden muß seine Bedeutung als Großmacht für immer aufgeben, um fortan unter den europäischen Mächten zweiten Ranges seine Stellung einzunehmen. Frankreichs Kräfte und Bedeutung schwinden im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sichtlich dahin. Von da an übernimmt das schnell zu einer colossalen Continentalmacht heranwachsende Rußland im Osten die Hegemonie, während England, mit rapidem Fortschritt seine Allgewalt über die Meere und die fernen Welttheile ausbreitend, an allen Verwicklungen im westlichen Europa mit entscheidendem Erfolge theilnimmt.

Wie auffallend ist doch diese Congruenz der Thatsachen, diese gleichzeitige Machtentwicklung, diese gleichzeitige Demüthigung zweier Staaten, die doch auf gänzlich verschiedene nationale Grundlagen gebaut sind. Derselbe Verlauf der Dinge, dieselben Resultate zu derselben Zeit errungen, diese Errungenschaften zu gleicher Zeit eingebüßt, alles das drängt unabweislich dazu, zu fragen, ob nicht dieselben Factoren die Ursachen solcher gleichen Wirkungen gewesen. Die Geschichte Frankreichs und Schwedens im siebzehnten Jahrhundert zeigt es uns wieder klar, es giebt überwältigende Thatsachen, die mit unwiderstehlicher Gewalt sonst einander ganz unähnliche Nationen in dieselbe Richtung drängen. Wird dann diese Richtung mit Bewußtsein ergriffen, so muß sie sich nach allen Seiten hin ausleben, bis neue Bildungen sich ihr kämpfend und endlich überwindend entgegenstellen.

Die erste Hälfte der siebzehnten Jahrhunderts zeigt uns die Anfänge zu einem ungewöhnlichen Aufschwung der königlichen Macht sowohl in Frankreich als auch in Schweden und damit zugleich eine ungewöhnliche Concentration der nationalen Kräfte. Dort tritt diese jugendkräftige Macht zunächst verändernd und reformirend nach innen auf, hier kleidet sie sich alsbald in ein kriegerisch Gewand, um nach außen hin ihre Energie zu documentiren. Hier wie dort ist es nichts Anderes, als die große religiöse Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts und die damit zusammenhängenden Kämpfe, die diesen Aufschwung zu Wege bringen. Die politischen Wirkungen der Reformation gipfeln, was Frankreich und Schweden betrifft, in der Thätigkeit eines Richelieu und eines Gustav Adolph.

Bevor wir dies genauer nachzuweisen suchen, werfen wir zuerst

einen Blick auf die politischen Verhältnisse Frankreichs und Schwedens vor der Reformation. Wir werden nicht viel Aehnliches finden; um so höher müssen wir die Bedeutung der Thatsachen anschlagen, die in zwei so verschiedenen staatlichen Organismen für ein Jahrhundert gleiche politische Strömungen hervorrufen.

In Frankreich hatten viele Umstände seit Beginn der Capetingerherrschaft ein stetiges Heranwachsen der königlichen Macht befördert. Außerordentliche günstige Successionsverhältnisse hatten das Haus Capets im Reiche bald feste Wurzeln fassen und eine erbliche Macht begründen lassen, deren Schranken sowohl den mächtigen Vasallen, als auch der päpstlichen Macht gegenüber, mit dem größten Erfolg erweitert worden waren. Treten nun auch gleich bei Beginn der Herrschaft des Hauses Valois heftige Rückschläge ein; schien auch das Königthum sowohl durch feindliche Invasion, wie auch durch blutige bürgerliche Fehden bis zur tiefsten Ohnmacht herabgedrückt, so war es doch eben diese Zeit der Erniedrigung, welche es der gesammten Nation aufs deutlichste zeigte, daß ihre politische Selbstständigkeit nur durch engen Anschluß an ein starkes nationales Königthum gesichert werde. Mit verdoppelter Schnelligkeit erhob sich nach Vertreibung des Landesfeindes das zertretene Königthum unter Carl VII. und Ludwig XI. Mit dem Sturze der burgundischen Herzogsmacht und der friedlichen Annexion der Bretagne wurden die letzten Säulen der mittelalterlichen feudalen Selbstständigkeit beseitigt. Nach innen durch ein stehendes Heer und durch feststehende Steuern gesichert, beginnen die Könige bereits ihren Einfluß über die Gränzen des Reiches auszudehnen und auf der apenninischen Halbinsel festen Fuß zu fassen. Kurz vor dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts weist uns in Frankreich ein durch das Volksbewußtsein getragenes, bei den Nachbarn in Ansehen stehendes, nach innen und außen hin starkes Königthum auf.

Die staatlichen Verhältnisse Schwedens hatten sich dagegen im Laufe des Mittelalters noch lange nicht so abgeklärt wie in Frankreich. Der starrere Norden hatte mit zäherer Festigkeit an den urgermanischen Institutionen festgehalten. Hier war es vor Allem eine gewaltige Aristocratie, die im Laufe der Jahrhunderte zu immer größerer Macht gelangt war; ja Schweden war lange Zeit geradezu von aristocratischen Verbindungen regiert worden. Diesem mächtigen Adel gegenüber war das Königthum in immer größerem Verfall gerathen. Schon die alte Stamm- und Bundesverfassung, der gemäß ein Oberkönig zu Upsala eine Menge

von Unterkönigen in Zaum zu halten hatte, diente nur zur Minderung der königlichen Macht; durch die blutigen Streitigkeiten im Hause der Folkunger nahm die Bedeutung des hohen Adels in dem Maaße zu, als die der Könige schwand. Aber es gab in Schweden noch einen politischen Factor, der wohl zeitweilig in den Hintergrund gedrängt, aber doch nie seiner Bedeutung ganz beraubt werden konnte, den freien bäuerlichen Grundbesitzer, den Odalbauer, den Geijer die eigentliche Stütze der schwedischen Verfassung nennt. Dieser blieb unter allem Druck der Zeiten doch immer im Stande, wenn es Noth that, den Uebergriffen sowohl eines eigenmächtigen Königthums als auch einer selbstsüchtigen Aristocratie die Wage zu halten, und das nationale Interesse zu vertreten. Dies wurde besonders nöthig, als mit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter Zustimmung und Mitwirkung des Adels, welcher darin nur für sein eigenes Interesse arbeitete, die Union der scandinavischen Reiche zu Stande kam, und fremdländische Könige an die Spitze des Reiches traten, welche sich durch Bedrückung des Volks und Nichtachtung der nationalen Interessen für die Beschränkungen schadlos hielten, die ihnen die Aristocratie des Landes auferlegte. Diesen fremden Königen gegenüber erwies sich die schwedische Volkskraft, vor Allem repräsentirt durch den Bauerstand, nachhaltig energisch und als Retterin der nationalen Interessen. Schon 1435 ging aus der Mitte des Bauerstandes, von dem Volke gewählt, ein Reichsverweser hervor, der dem Unionskönige den Gehorsam aufkündigte. Von da an wurde dem ausländischen Könige meist ein einheimischer Reichsverweser entgegengestellt; allmählig ging dieses Amt in die Hände der Familie Sture über, und als König Christian II. die rein nominell gewordene Union gewaltsam wieder herzustellen versuchte, wurde vornehmlich mit Hilfe des Bauernstandes die völlige Auflösung derselben zu Wege gebracht, und die Königswürde auf Gustav Wasa übertragen. Nun gab es wohl ein nationales Königthum im Lande, aber es war eben ein neubegründetes, dem besonders noch die vornehmen Geschlechter mit aller Kraft gegenüberstanden, und das sich erst Bedeutung und Selbstständigkeit schaffen mußte. Sedenfalls konnte die schwedische Königsmacht noch in keiner Weise mit der verglichen werden, welche damals in Frankreich bereits zur Geltung gekommen war.

Nun rief die Reformation in beiden Ländern Bewegungen hervor, die zunächst dazu angethan schienen, das Königthum in nicht geringem Maaße zu erschüttern, schließlich aber doch dazu dienen mußten, um der

königlichen Macht in beiden Ländern einen kräftigen Aufschwung zu geben. Diese Bewegungen traten hier wie dort erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein. Denn erst um die Mitte dieses Jahrhunderts hatte die Reformation nach calvinischem Muster von Genf aus starken Eingang in Frankreich gefunden, um die Zeit, da die alte Kirche, bereits aufgerüttelt durch ihre Verluste in Deutschland, alle ihre Kräfte zum Wiedergewinnen des Verlorenen ins Feld zu führen begann. Um dieselbe Zeit, wo sie sich in Frankreich der Neuerung entgegenwarf, versuchte sie auch in Schweden, wo die lutherische Reformation mit dem Regierungsantritt Gustav Wasas in verhältnißmäßig friedlicher Weise sich vollzogen hatte, eine Umkehr zu Wege zu bringen. Hier wie dort wurden mit diesen Anstrengungen auf kirchlichem Gebiet politische Parteien ins Leben gerufen, und damit Bewegungen auf staatlichem Gebiet angebahnt, deren Verlauf eine völlige Neugestaltung der königlichen Macht herbeiführte. In beiden Ländern ward die königliche Macht zunächst bedroht, aber in ganz verschiedener Art und Weise. Denn in Frankreich entstanden alsbald im Gefolge der Reformation politische Partheiungen unter dem hohen Adel des Landes. Die Unselbstständigkeit der letzten Könige aus dem Hause Valois war nur zu sehr geeignet, den Kampf der Parteien um den Besitz des höchsten Einflusses zu steigern. Der gegenseitige Haß der beiden Parteien wurde um so unverföhnlicher, je stärker eine jede derselben von ihrer alleinigen Berechtigung, auf die Regierung des Reiches Einfluß zu üben, überzeugt war. Standen die Herzoge von Bourbon, die Häupter der hugenottischen Partei, als Prinzen von Geblüt dem königlichen Hause näher, und meinten daher auf alleinigen Einfluß Anspruch machen zu dürfen, so schienen diese Ansprüche in den Augen der Anhänger der alten Kirche durch ihre Parteinahme für die Rezer durchaus verwirkt. Die Herzoge von Guise andererseits, durch rühmliche Kriegsthaten um das Reich verdient, dem königlichen Hause durch Vermählung der Maria Stuart selbst zeitweise verwandt, meinten auch durch ihr treues Festhalten an der alten Kirche, der doch die große Mehrzahl der Bewohner des Landes angehörte, zu den ersten Ansprüchen berechtigt zu sein. In den sich nun erhebenden, durch drei Jahrzehnde sich fortspinnenden, blutigen Kämpfen spielten die letzten Valois eine überaus klägliche Rolle. Weder Carl IX. noch Heinrich III. waren irgend wie im Stande dem Kampf der Parteien, durch welchen die Blüthe des Landes gänzlich dem Verderben Preis gegeben wurde, Schranken zu setzen. Tener, leidenschaftlich

und unselbstständig zugleich, schürte nur durch seine Zustimmung zu den blutigen Freveln der katholischen Partei den Brand, dieser schwach an Leib und Seele konnte keine der beiden Parteien befriedigen, und gab das königliche Ansehen immer mehr der Nichtachtung Preis. Und gänzlich schien es um die Ruhe des Landes geschehen, als das völlige Aussterben des Hauses Valois in immer größere Nähe rückte, und der legitime Nachfolger, Heinrich von Bourbon, als Haupt der Hugenotten, der Mehrzahl der Nation durchaus unannehmbar erschien. Wirklich trat die vollständigste Auflösung der Verhältnisse ein, als das gefürchtete Ereigniß plötzlich eintrat und der neue legitime König mit dem Schwert in der Hand der ihm feindseligen Nation, besonders der unversöhnlich gestimmten Hauptstadt entgegenzutreten mußte. Noch bedurfte es mehrjähriger bitterer Leiden, um es der Nation klar zu machen, daß ihr Friede nur gesichert sei, wenn wiederum eine feste einheitliche Macht die Leitung des Reiches in Händen habe. Nachdem das Elend, besonders in der Hauptstadt aufs Aeußerste gestiegen war, begann der Umschwung in den Gemüthern des Volkes sich zu vollziehen. Nun genügte schon ein Zugeständniß äußerlichster Art von Seiten des Königs, der eine Besuch der Messe zu St. Denis, um ein allgemeines Rückströmen der Nation zur Legitimität zu Wege zu bringen. Mit Entzücken wurde der langgehaßte, vom Papst noch immer gebannte, und zur Regierung für unfähig erklärte in Paris aufgenommen, und alles beeilte sich, ihm seine Unterwürfigkeit zu erklären. Unaufhaltsam kräftigte sich nun diese Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer starken königlichen Macht, als die Segnungen des langentbehrten Friedens sich nun in reichem Maaße über das verstorbe Land ergossen. Auch das unerwartete Ende des Königs und die nun folgende Regierung eines minderjährigen und für seine ganze Lebenszeit unmündigen Königs änderten darin nichts. Vielmehr dienten die Wirren, welche die ersten vierzehn Jahre von Ludwig XIII. Regierung begleiteten, nur dazu, dieser Ueberzeugung weiteren Raum zu schaffen. In der Person des Cardinals Richelieu tritt dann diese Ueberzeugung mit der Kraft eines Princip auf, und wir sehen ihn durch zwei Jahrzehnde hindurch dieses Princip systematisch nach allen Seiten hin zur Ausführung bringen. Den Hugenotten entriß er ihre selbstständige Stellung im Staate, und beraubte sie der ihnen eingeräumten Sicherheitsplätze, wobei er ihnen jedoch Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den katholischen Unterthanen gewährleistete. Mit unerbittlicher Consequenz bekämpfte er die Selbstständigkeit des hohen Adels; mit

rücksichtsloser Energie trat er in diesem Kampf den nächsten Verwandten des Königs entgegen, und scheute sich nicht, die Sprossen der glorreichsten Geschlechter Frankreichs aufs Schaffot zu schicken. Gleichwie er die Einberufung der Reichsstände unterließ, so trat er auch durch Einsetzung von Intendanten, die nur vom Minister abhingen, und durch Aufstellung außerordentlicher Gerichtshöfe für politische Vergehen der in den Parlamenten concentrirten Beamtenmacht entgegen. Ja er bemühte sich selbst Wissenschaft und Literatur, Kunstgeschmack und Sprache einer einheitlichen Leitung zu unterwerfen.

Dieser auf die Umwandlung der inneren Verhältnisse des Landes gerichteten Thätigkeit mußte naturgemäß eine entsprechende nach außen zur Seite gehen. Denn der Nation mußte es doch einleuchtend gemacht werden, daß mit der Concentration der Macht in der Hand des Königs auch das Ansehen der Nation nach außen gewinnen müsse. Schon Heinrich IV. hatte Anstalten zu Unternehmungen getroffen, durch welche ein neues europäisches Staatensystem begründet werden sollte. Was damals durch Mörderhand verhindert worden war, würde jetzt von Richelieu mit Eifer und Einsicht wieder aufgenommen. Ohne sich durch confessionelle Sympathien oder Antipathien sein Ziel verrücken zu lassen, trat er mit Erfolg dem Hause Habsburg entgegen. Schon im Streit um die mantuanische Erbfolge setzte er die Belehnung des französischen Prätendenten durch, und befestigte damit Frankreichs Ansehn in Italien. Durch rechtzeitige Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege bereitete er dann die Besignahme des Elsaß und eine Machtstellung Frankreichs vor, die diesem Staat mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges die Vorherrschaft im westlichen Europa sicherte.

Das in Schweden neubegründete Königthum ward durch Gustav Wasa zunächst allerdings auf mancherlei Weise gefestigt. Nach zwanzigjähriger Herrschaft erwirkte er, daß auf dem Reichstage zu Westerås 1544 die Erbllichkeit der Königswürde seinem Hause zugesprochen wurde. Bei Einführung der Reformation nahm er der Kirche den größten Theil ihrer Einkünfte, um die Krone in den Besitz derselben zu setzen. Mit großer Entschiedenheit nahm er die Gerechtfame der Krone auf Wäldungen, Seen, Flüsse, Fischereien, Bergwerke in Anspruch und mit Mannhaftigkeit machte er sich an die Durchführung dieser Ansprüche. Aber mit seinem Tode vereinigten sich mehrfache Umstände, um diese eben begründete Macht in Frage zu stellen. Hier waren es nicht Parteilungen unter dem hohen Adel, wie in Frankreich, welche bedrohliche Wirren

herbeiführten, sondern Irrungen im Schooß der königlichen Familie selbst, an welche die katholische Reaction ihre Pläne zur Wiederherstellung des Katholismus im Lande knüpfte. Schon Gustav Wasa hatte selbst dazu beigetragen, die von ihm selbst begründete Macht dadurch abzuschwächen, daß er seinen jüngeren Söhnen Johann, Magnus und Carl, die Landschaften Finnland, Ostgothland und Südermannland mit so großen Rechten verlieh, daß seines ältesten Sohnes und Nachfolgers Erichs königliches Ansehen in diesen Theilen des Reiches von gar keiner Bedeutung war. Dadurch ward der Same der Zwietracht in die königliche Familie selbst hineingeschleudert, und bei dem leidenschaftlichen, ja wahnsinnigen Verhalten Erichs kam es alsbald zu offener Erhebung seiner Brüder gegen ihn. Mit Erichs Absetzung und Johanns Besiznahme des Thrones ward aber die Ruhe nicht hergestellt, sondern, durch Cimmischung der katholischen Propagande der Grund zu neuen, das ganze Reich noch mehr bedrohenden Besorgnissen gelegt. Johann hatte sich schon 1562 mit Katharina, der Tochter des letzten Sagellonen vermählt, und wie es hieß schon damals Verpflichtungen zur Herstellung der katholischen Religion übernommen, die er dann bei seinem Regierungsantritt ins Leben zu führen suchte. Wenn er nun auch bei dem einmüthigen Widerstande der Reichsstände und bei seiner eignen Unselbstständigkeit es nicht wagte, energisch vorzugehen, so geschah doch genug, um den Keim zu neuen Verwicklungen zu legen. Dahin gehörte vor Allem die katholische Erziehung des Prinzen Sigismund, und die Bemühung Johanns dieses seines Sohnes Erhebung zum König von Polen zu erwirken. Die im Jahr 1587 erfolgte Wahl Sigismunds zum polnischen König, unter Bedingungen vor sich gegangen, welche von vornherein für Schweden ungünstig waren, die sichere Aussicht auf Collisionen, welche durch eine Union zweier so heterogener Staatskörper hervorgerufen werden würden, veranlaßte schon damals Reichstagsbeschlüsse zur Sicherung der Rechte des Landes und zum Schuz der lutherischen Religion. Und diese Collisionen traten alsbald nach Johanns Tode so häufig und in solchem Maaße ein, daß immer mehr deutlich ward, wie unvereinbar die Interessen beider Länder, und wie unmöglich die Stellung eines solchen Unionskönigs sei. Unter solchen Umständen stiegen die Aussichten von Sigismunds Oheim, Carl, der sich bereits nach Johanns Tode, früheren Reichstagsbeschlüssen gemäß, einstweilen an die Spitze der Regierung gestellt hatte, immer mehr. Ihm, dem eifrigen Vertreter der Landesrechte und der Landeskirche, wandte sich bald das Vertrauen der Nation zu, und

er war nicht wenig geneigt, dieses Vertrauen zu eigenem Vortheil auszunutzen. Mit Klugheit und Energie verstand Carl seine Ziele zu verfolgen, und bald sah er die Früchte seines Strebens. Nachdem die Stände 1599 Sigismund vollständig den Gehorsam aufgefündigt, und seinem Sohn Vladislav die Thronrechte nur noch für den Fall vorbehalten hatten, wenn er binnen Jahresfrist nach Schweden komme und lutherisch werde, wählten sie, nachdem Sigismund jene Forderungen zurückgewiesen hatte, Carl im Februar 1600 zum König und 1604 ward durch den Norrköpingschen Erbvertrag das Erbrecht auf ihn und seine Nachkommen übertragen.

Die feindseligen Verhältnisse, welche nun zwischen den beiden verwandten Herrschern und den von ihnen beherrschten Reichen, Polen und Schweden, erwachsen, großgezogen durch die confessionellen Antipathien, wie sie in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wieder erstarkt waren, eröffneten nun der schwedischen Nation die kriegerische Laufbahn, auf welcher sie, von ihren Königen geführt, ihre Großmachtsstellung im östlichen Europa erreichte. Durch den in Livland durch Carl IX. mit nur wechselndem, von seinem Sohn Gustav Adolph aber mit dauerndem Glück geführten Kriege, gelangte Schweden schon im Jahre 1629 zu solcher Bedeutung, daß sein König unbedenklich seine Blicke auf das bereits seit einem Jahrzehend zerrissene Deutschland lenken und auf ein Einschreiten in Deutschland großartige Pläne bauen konnte. Das geschah um dieselbe Zeit, da Richelieu eben erst dem Hause Habsburg gegenüber im mantuanischen Erbfolgestreit seine ersten Erfolge errungen hatte. Nicht viele Jahre vergingen, und die beiden anstrebenden Mächte reichten einander über das verblutende Deutschland die Hand, um sich in die Vorherrschaft in Europa zu theilen. Indem Schweden zu seinen bisherigen Ländern an der Ostsee den Besitz Vorpommerns fügte, hatte es sich allen seinen Nachbarn gegenüber mit Vorkurgen versehen, und sich im östlichen Europa das entschiedene Uebergewicht verschafft.

Während nun Richelieu, entsprechend dem Lauf der Ereignisse in Frankreich, den Ausbau der königlichen Macht damit begonnen hatte, daß er sie erst nach innen stark gestaltete, und die damit concentrirte Kraft des Reiches nach außen geltend machte, sehen wir ganz naturgemäß einen umgekehrten Verlauf der Dinge in Schweden. Die schwedischen Könige hatten sich selbst an die Spitze der Heere gestellt, und dem Reich durch ihre glänzenden Kriegsthaten seine mächtige Stellung nach außen gegeben. In ihnen, besonders in der Heldengestalt Gustav Adolphs spiegelte

sich dann auch der Ruhm der Nation im vollsten Glanze ab. Was war natürlicher, als daß die im Kampf für die Bedeutung des Reiches errungenen Vorbeeren dem Könige eine überwiegende Macht den Ständen des Reichs gegenüber gab. Waren doch schon die ersten Wasas, vor Allem Gustav I. und Carl IX. durch ihre persönlichen Eigenschaften wie zu Herrschern geschaffen, erfüllt von der Bedeutung ihrer Stellung, immer geneigt sie mit Nachdruck geltend zu machen. In der herrischsten Weise hatte dies Carl IX. dem Adel gegenüber gethan, und die Verwicklungen mit Sigismund hatten ihm Gelegenheit gegeben blutig unter den vornehmen Geschlechtern aufzuräumen. Wenn auch dem Adel noch wichtige Privilegien eingeräumt blieben, ihm z. B. die Besetzung der vornehmsten Civil- und Militärämter übergeben war, so veräußerten doch die Könige andrerseits nicht, ihn streng zu seinen Verpflichtungen der Krone gegenüber, besonders zum Kriegsdienst anzuhalten, und ihm ward nicht selten bemerklich gemacht, daß er seine Privilegien als von dem König verliehene, und daher zurücknehmbare anzusehen habe. Bald durften auch schon auf den Reichstagen, gemäß der Reichstagsordnung vom Jahre 1617 nur Propositionen des Königs alleinige Gegenstände der Berathungen sein, und ward dem Könige erlaubt, aus den Beschlüssen der Stände zu entnehmen, was das Beste sei, eine Ordnung, die von den Reichsständen als gar schicklich und zierlich bezeichnet ward. Je größere Dimensionen nun unter Gustav Adolph die Kriege annahmen, welche Schweden zu führen hatte, desto mehr lenkte es in die Geleise der Militärmonarchie ein, in welcher dem obersten Kriegsherrn doch schließlich das letzte Wort in Berathungen und Beschlüssen bleibt. Von dieser Zeit sagt Geijer, an Carl IX. anknüpfend: „Solche Männer aber sind es, voll von Zukunft, welche die Völker mit sich reißen. Aber auch hundert Jahr nach ihm war ein solcher persönlicher Einfluß auf Schwedens Thron sichtbar. Die Nation, in sich schwer zu bewegen, ist unwillig und bewundernd, widerstrebend und liebend, ihren Königen zum Siege, zum Ruhm, an den Rand des Untergangs gefolgt. Die Geschichte des schwedischen Volkes in dieser Zeit ist die Geschichte seiner Könige.“

Für beide Staaten, Frankreich und Schweden, war durch den bisherigen Lauf der Dinge die neue Richtung vorgezeichnet, in welcher sich nun beide Mächte weiter bewegen mußten. Es war natürlich, daß man auf der einmal betretenen Bahn immer weiter vorschritt. Bei den Erfolgen, die errungen worden waren, war kein Stillstand denkbar, das

einmal energisch ins Leben gerufene neue Princip mußte sich bis in seine äußersten Consequenzen ausleben. Solche Consequenzen bewegen sich alsdann gewöhnlich in Form von Uebergriffen, und solche Uebergriffe nach außen, wie nach innen sind es, welche die Thätigkeit des Königthums in Frankreich, wie in Schweden während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts characterisiren. Die Vergewaltigungen Ludwig des XIV. gegen seine Nachbarn hat die Geschichte schon längst mit dem Namen der Raubkriege gebrandmarkt, und wenn sie Carl dem X. den Beinamen des nordischen Pyrrhus beigelegt hat, so wird damit das Abenteuerliche und Willkührliche seiner Kriegsführung gekennzeichnet. Dort erinnern die Reunionen, hier die Reduction an die gewaltsame, schonungslose Weise, in welcher die Gewalthaber zu verfahren sich nicht scheuten. Ja wenn überhaupt von dem Zeitalter Ludwig XIV. die Rede ist, so treten vor Allem die Verkehrtheiten und Auswüchse vor's Auge, welche während dieser Zeit die meisten Gebiete des öffentlichen Lebens beherrschen. Und doch sind es Zustände, die nicht plötzlich geworden sind; sie haben ihre Wurzel in den eben gezeichneten Entwicklungen der ersten Hälfte des Jahrhunderts, sie sind mit einer gewissen Nothwendigkeit aus ihnen hervorgegangen. Denn Ludwig XIV., der Begründer dieser Zustände in Frankreich, war nicht etwa bloß der verzogene Prinz, der als König seinen Launen die Zügel schießen ließ, sondern dazu erzogen, die Interessen des Staats vornehmlich in seiner Person verkörpert zu sehen, und das *l'état c'est moi* nicht ein Ausdruck augenblicklicher übermüthiger Stimmung, sondern tiefinnerster Ueberzeugung. So sehr wir denn in Frankreich einen Absolutismus begründet, der nach außen hin in immer rücksichtsloseren und verletzenderen Formen auftritt, nach innen hin sich alle Gebiete öffentlichen Lebens immer unbedingter unterwirft, an welchem der König bei allen sonstigen persönlichen Wandlungen, bei allem Wechsel von Frivolität und Bigotterie streng festhält, und den er immer starver ausbildet. So wie er als Familienhaupt immer egoistischer wird, so wird die Hofetikette immer tyrannischer. Die commercielle und industrielle Blüthe des Landes, allerdings belebt durch des Königs eifrige Fürsorge, wird dann wieder nur ausgebeutet und ruiniert zu Gunsten königlicher Pläne und Unternehmungen; sie war dem Könige nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Beförderung seiner eignen selbstüchtigen Zwecke. Auch die künstlerisch-literarischen Bestrebungen mußten sich in die vollständigste Abhängigkeit vom Könige stellen; er durfte es sich erlauben, ein Verbot der cartesianischen Philosophie ergehen

zu lassen. Nach den Gesichtspunkten königlicher Omnipotenz wurden die Justiz des Landes und die Militärverfassung von Grund aus umgeformt. Auch war es nicht bloß Ergebenheit gegen seine Kirche, die Ludwig zu den schonungslosesten Verfolgungen der Hugenotten trieb. Die Einheit der Kirche schien ihm durchaus nothwendig, insofern diese Einheit ein wesentliches Moment zu der in seiner Person gipfelnden Einheit der Nation war. Scheute er sich doch nicht, auch dem Papst in der kränkendsten Weise entgegenzutreten, wenn er seine königliche Allmacht durch denselben verletz meinte.

Das Streben nach Selbstverherrlichung auf allen Gebieten des staatlichen Lebens mußte den König vor Allem auch zum Angriff gegen seine Nachbarn treiben. Hier begleiteten ihn nicht nur die wärmsten Sympathien der ruhmfüchtigen Nation, die Eingangsgeschilderten Verhältnisse der Nachbarstaaten Frankreichs nach dem dreißigjährigen Kriege forderten gradezu das Vorgehn des Königs heraus. Der Zerschmettertheit seiner Nachbarn gegenüber hatte der französische König leichtes Spiel; ihre schwächlichen Coalitionen, die durch divergirende eigensüchtige Interessen meist von vornherein gelähmt waren, vermochte er eben so sehr durch die concentrirten Machtmittel Frankreichs, wie durch die Künste der Intrigue zu entkräften; wo es ihm zweckmäßig schien, scheute er sich nicht, Acte der empörendsten Barbarei zu üben.

So überfiel er im ersten Raubkriege das wehrlose Spanien; die zu dessen Schutze gebildete Tripelallianz mußte er durch Erkaufung der englischen Minister, wie durch Bestechung der schwedischen Reichsräthe zu lösen, und dadurch Holland zu isoliren. Wohl brachte sein dann unternommener Angriff auf die ihm so verhaßte Republik eine noch größere Coalition zu Stande; der Kaiser schloß mit Spanien und Brandenburg eine Verbindung, um Holland zu Hülfe zu kommen. Aber auch dieser Coalition trat der König von Frankreich theils durch Siegesglück, theils durch Erweckung neuer Feinde erfolgreich entgegen. Gelang es ihm auch nicht, im Frieden zu Nymwegen das bei Beginn des Krieges erstrebte Ziel zu erreichen, so vereinzelte er durch den Friedensschluß seine Gegner doch wiederum so vollständig, daß er in den nächsten Jahren ungestraft die durch die Reunionen beanspruchten deutschen Territorien und das gleich darauf überfallene Straßburg in Besitz nehmen und durch den mit dem deutschen Reich abgeschlossenen Waffenstillstand vom Jahre 1684 behalten durfte. Der im folgenden Jahre eintretende Tod des pfälzischen Kurfürsten Carl gab Ludwig dem XIV. alsbald Veran-

lassung den größten Theil des schönen Landes im Namen seiner pfälzischen Schwägerin in Anspruch zu nehmen, während doch das Recht der Nachfolge dem Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg nicht nur nach Reichsgesetzen, sondern auch nach persönlichem Abkommen und testamentarischer Entscheidung zustand. Zugleich erhob er die lautesten Klagen gegen das Augsburger Bündniß, welches 1686 von den Nachbarn Frankreichs ausdrücklich nicht zu aggressiven Zwecken, sondern zur Erhaltung des Friedens geschlossen war. Die bald darauf nicht nach dem Wunsche des Königs erfolgte Besetzung des Cölnner Kurfürstenthums reichte hin, um den König zur Kriegserklärung gegen die Augsburger Coalition zu treiben, und den nun beginnenden Krieg mit der barbarischen Verwüstung der Pfalz zu eröffnen. Wiederum erschöpfte ein zehnjähriger Krieg die kaum zur Ruhe gekommenen friedebedürftigen Völker West- und Mitteleuropas; nicht am Wenigsten waren aber auch die Hülfquellen des übermüthigen Königs erschöpft, als er 1697 den Frieden von Ryswick abschloß.

Der Regierungszeit Ludwig des XIV. bis zum Ryswicker Frieden gehn in Schweden zur Seite die Regierungen der drei Nachfolger Gustav Adolphs, der Königin Christine und der beiden pfälzischen Wittelsbacher Carl X. und XI. Allen dreien fehlt der Nimbus, der den über die reichen Machtmittel einer großen Nation gebietenden König von Frankreich umgiebt, und ebenso ist diesen germanischen Naturen die Grazie ver sagt, welche Ludwig XIV. zum Abgott seines Volkes, und auch seinen Feinden zum wenn gleich unerreichbaren, so doch nachahmenswerthen Muster machte. Aber doch spiegelt sich in jedem der drei Herrscher eine Seite des in der Person Ludwig des XIV. sich darstellenden Wesens dar. Die Genußsucht der Königin Christine, die blinde Sucht Carl X. nach Kriegsrühm, die starre Herrschsucht Carl XI., sie treten in so ungewöhnlicher Gestalt auf, daß sie nicht bloß als Characteranlagen, sondern auch als Auswüchse desselben zu einseitiger Herrschaft gelangten Principis erscheinen, das in Frankreich, entsprechend den bedeutenderen Verhältnissen dieses Landes, allerdings zu imposanterer Gestaltung gekommen war.

Königin Christine, schon im vierten Lebensjahre eine vaterlose Waise, herangewachsen unter den Augen einer characterlosen schwachen Mutter, welcher sie bald Achtung und Gehorsam versagen lernte, mit guten Gaben des Geistes versehen, die sorgfältig entwickelt worden waren, trat schon im sechzehnten Lebensjahre die Regierung eines der mächtigsten Reiche an. Die guten Hoffnungen, zu denen ihre geistige Gewandtheit

und ihr Scharffsin, so wie ihre männliche Haltung zu berechtigten schie-
nen, schwanden sehr schnell, da es nur zu bald ersichtlich wurde, daß es
ihr im Grunde doch an Haltung und Einheit des Charakters fehlte. In
ihren Vergnügungen sah sie bald das höchste Lebensziel, Neigungen und
Einfälle stellte sie bald über ernste Pflichten. Ungünstigen Einflüssen
sophistischer Ausländer (namentlich des französischen Arztes Bourdelot)
gab sie sich willig hin und fand bald ihre Befriedigung darin, nicht bloß
das Herkömmliche, sondern auch das Sittliche und Ehrwürdige zu ver-
spotten. In unwürdigster Weise verschleuderte sie die Einkünfte des
Reiches, aufs unverantwortlichste vernachlässigte sie die Reichsgeschäfte,
nur weil sie ihr unerträglich langweilig dünkten. Die Art und Weise,
wie sie dann endlich dem Thron entsagte, den Glauben ihrer Väter ab-
schwor, alles das trägt den Character des Launenhaften und Willkühr-
lichen an sich. Ward das Staatswesen durch ihre zehnjährige Regierung
in keiner Weise gefördert, so wurde durch die sechsjährige Regierung
ihres Nachfolgers Schweden den Nachbarn gegenüber gänzlich discreditirt.

Carl Gustav war schon zwanzigjährig in Torstensons Heer einge-
treten, hatte die letzten sechs Jahr des dreißigjährigen Krieges mitgemacht,
den schwedischen Siegen bei Tankaun und Leipzig beigewohnt. Als König
gingen seine Neigungen einzig auf Fortsetzung jener kriegerischen Thä-
tigkeit; er meinte, daß das, was Schweden groß gemacht habe, auch dazu
dienen müsse, diese Größe zu erhalten und zu kräftigen. So warf er
sich denn in einen Strudel kriegerischer Unternehmungen. Nach zwei-
jährigen Kämpfen gegen Polen, die dem Könige wohl kriegerische Lor-
beeren, aber seinem Lande keine realen Vortheile brachten, wandte er
sich unverzüglich gegen Dänemark und drang mit ungewöhnlicher Kühn-
heit über die gefrorenen Belte bis nach Seeland vor, Das mit leichter
Mühe im Roeskilder Frieden (7. März 1658) Errungene reizte aber
seine Begier nach umfassenderen Eroberungen so sehr, daß er unter den
nichtigsten Vorwänden den Krieg gegen Dänemark nach einigen Mo-
naten erneuerte. Den Ausgang desselben unterbrach sein rasches Ende
zu Gothenburg (27. Februar 1660). Daneben war seit 1656 ein Krieg
gegen Rußland fortgegangen, veranlaßt durch die Besorgnisse, die der
stegreiche Fortschritt der schwedischen Waffen in dem Czaren Alexei er-
weckt hatte. Der Gewinn an Kriegsruhm und Territorien, die Schwe-
den zufließen, war aber bei Weitem überboten durch die gänzliche Er-
schöpfung der Finanzen. Als Carl X. starb, betrug die Schuldenlast des
armen Landes sechzehn Millionen Thaler.

Nun wurde allerdings alsbald nach allen Seiten hin dem Kriege Einhalt gethan. Den Friedensschlüssen mit Dänemark und Polen zu Kopenhagen und Oliva 1660 folgte im nächsten Jahre der zu Kardis mit den Russen. Aber die zwölf Jahre vormundschaftlicher Regierung, die der hohe Adel während der Minderjährigkeit Carl des XI. in seine Hände nahm, waren in Folge der Habgier der regierenden Herren für das Reich nichts weniger als Segensjahre. Wenn gleich in dieser ganzen Zeit die Waffen geruht hatten, — die Tripelallianz von 1667 hatte höchstens nur Rüstungen veranlaßt — so fand Carl XI. bei Uebernahme der Regierung im Jahre 1672 eine Schuldenlast von zwanzig Millionen Thalern vor und zugleich sah er sich durch die Machinationen Ludwig des XIV. und die Bestechlichkeit des hohen Adels in einen Krieg mit Brandenburg und Dänemark verwickelt. Jener trug den Schweden nur die Schmach von Fehrbellin ein, dieser mußte 1679 nach den Bestimmungen des Königs von Frankreich durch den Frieden von Lund abgeschlossen werden.

Von nun an nahm die Thätigkeit des schwedischen Königs eine ganz neue Richtung. Die bitteren Erfahrungen der letzten Kriege, die lauten Klagen der Stände über die Noth des Landes und die immer zunehmende Steuerlast, eigene Neigung zur Einfachheit und Sparsamkeit, ließen in ihm den festen Entschluß reifen, seine ganze Kraft nur einem Ziel, dem Ordnen der innern Verhältnisse des Landes zu widmen. Um das zu erreichen, mußte er vor Allem die Macht des hohen Adels zu brechen suchen, gegen den ihm schon in der Jugend Abneigung eingeflößt war. Das sah er als seine erste Aufgabe an. Die Energie seines Characters ließ ihn vor keinem Hinderniß zurückschrecken, sein kräftiger Verstand wies ihm dabei die geeigneten Wege. Mit großer Klugheit griff er seine Gegner zunächst in ihrer schwächsten Position an. Die Führung der zwölfjährigen Vormundschaft kam zuerst an die Reihe; nachdem viele Mißbräuche, wie Bestechlichkeit, Vergeudung von Kronsgütern, aufgedeckt worden waren, wurde unnachsichtige Strafe an den einzelnen Schuldigen geübt. Ward hierdurch schon das Ansehn des aus vierzig Gliedern des hohen Adels bestehenden Reichsraths erschüttert, so ermunthigte das nur zu weiteren Schritten. In kluger Weise wußte der König die Initiative zu seinem Vorgehn immer den Ständen zuzuweisen; er schien überall nur dem Volkswillen nachzugeben. So mußten Adel und Ritterschaft schon am 20. November 1680 einwilligen, daß alle Graf- und Freiherrnschaften, so wie andere Kronsgüter, die seit 1614 ausgethan worden, an

die Krone zurückfallen sollten. Schon im December desselben Jahres erklärten die Stände auf die klug gestellten Anfragen des Königs, daß er in keiner Weise vom Reichsrath abhängig sei, und in Allem selbst zu entscheiden habe; der Reichsrath sei kein Vermittler zwischen König und Ständen, sondern nur ein Theil des Adels.

So ward dem König im Princip die Unumschränktheit zuerkannt, und er säumte nicht, sie alsbald factisch zur Geltung zu bringen. Die Reduction der Güter ward zunächst in Schweden durch königliche Commissionen vorgenommen, und mit Härte durchgeführt. Diese Maßregel traf dann auch die überseeischen Landschaften nach drei Jahren, besonders Livland in schonungslosester Weise. Der Versuch eines Reichstagsmitgliedes auf dem Reichstag von 1682, den Ständen wenigstens das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung zu retten, hatte nicht nur die demüthigendsten Folgen für den Antragsteller, sondern führte auch zu den hündigsten Erklärungen des Reichstages zu Gunsten der Unumschränktheit des Königs. Des schwedischen Reiches Rath und Stände wurden von nun an des Königs Reichsrath und Stände genannt.

Wenn der König dann doch noch die Reichsstände einberief, so geschah es zum Theil nur, um mit der altgewohnten Tradition nicht ganz zu brechen, zum Theil, um seine Beschlüsse durch die nie versagte nachträgliche Beistimmung der Stände als den Wünschen des Landes conform erscheinen zu lassen. Uebrigens gestaltete sich die Verwaltung vollständig bürocratisch. Die Gesetzesvorschriften drängten sich massenhaft; sie umfaßten nicht bloß sämtliche Gebiete des öffentlichen Lebens, sondern griffen auch in das gesellschaftliche und häusliche Leben über. Mußten auch des Königs Friedensliebe und seine Fürsorge für den Staatshaushalt, die den Stand der Finanzen gradezu zu einem blühenden gemacht hatte, anerkannt werden, so herrschte doch viel Unzufriedenheit im Lande. Der hohe Adel grollte darüber, daß ihm Macht und Besitz entrisen war; die untern Stände empfanden trotz der Theilnahme, die der König ihren Interessen widmete, schwer den auf ihnen lastenden Steuerdruck, der bis zum Tode des Königs 1697 nicht gemildert wurde.

Ueberblicken wir noch einmal kurz die Entwicklung der Dinge in beiden Ländern bis zum Ryswicker Frieden und dem Tode Carl des XI., und sehen wir zu, welche Ziele man nun erreicht hatte, und in welcher Lage sich Frankreich und Schweden befanden. Von gänzlich verschiedenen nationalen Grundlagen aus war man schließlich im Zusammenhange mit den durch die Reformation hervorgerufenen politischen Bewegungen in

beiden Staaten zum vollendeten Absolutismus gekommen. In Frankreich war das Streben in dieser Richtung durch die Ereignisse vieler Jahrhunderte angebahnt und gefördert worden. Jahrhunderte hindurch war es wohlberechtigt gewesen; es hatte den Bedürfnissen der Nation entsprochen, und war von den Sympathien derselben unterstützt worden. Die selbstfüchtigen das Nationalinteresse überall schädigenden Bestrebungen der mittelalterlichen großen Vasallen, der durch ein ganzes Jahrhundert sich hinziehende Krieg gegen England sammt den ihm zur Seite gehenden inneren Bewegungen hatten die Nothwendigkeit einer einheitlichen starken Königsmacht erwiesen. Die Wirren der Reformationszeit hatten dann schließlich dazu beigetragen, dem Streben nach diesem Ziel noch einen besonders kräftigen Aufschwung zu geben. In zwei Jahrzehnden konnte Richelieu den Ausbau der königlichen Macht im Innern vollenden. Die so gewonnene Machtfülle war zugleich nach außen hin mit glänzendem Erfolg zur Geltung gebracht worden. Nie hatte sich die Nation so eins gewußt mit ihren Königen, als unter den drei ersten Bourbonen. Die Ergebenheit der Nation gegen die Person des Königs konnte weder durch die sehr zweifelhafte kirchliche Haltung des ersten, noch durch die allgemein bekannte persönliche Unselbständigkeit des zweiten der bourbonischen Könige erschüttert werden. In überschwänglichster Weise wurde sie Ludwig dem XIV. entgegengetragen. Dieser mit der Fülle der höchsten Macht und zugleich mit dem Zauber liebenswürdigster Anmuth bekleideten Persönlichkeit warf sich die Nation bedingungslos zu Füßen. Aber diese bedingungslose Hingabe trug die bittersten Früchte. Was lange Zeit hindurch mit einander Hand in Hand gegangen war, trat zuletzt in ein unheilvolles Verhältniß zu einander. Die Interessen der Nation traten in den unbedingten Dienst einer einzelnen Persönlichkeit, die ihren unbeschränkten Egoismus nach allen Seiten mit der Zeit immer ungeheurer offenbarte. Ludwigs Ruhmsucht erweckte schließlich alle Nachbarn Frankreichs zu bitteren Feinden des Landes, seine Herrschsucht vernichtete alles selbstständige Leben der Nation, seine Genußsucht verwirrte alle Normen sittlichen Lebens. Die sittliche, wie die materielle Wohlfahr der Nation ward von Grund aus erschüttert.

In Schweden waren allerdings gleichfalls in Folge der Bewegungen der Reformation die Könige endlich zur absoluten Herrschaft gelangt. Aber auf anderem Wege wie in Frankreich, und in Zeit von nicht zweihundert Jahren. Erst mit dem Regierungsantritt Gustav Wasas hatte das Streben nach diesem Ziele seine ersten Anfänge genommen. Mit

sehr mäßigen Machtmitteln ausgerüstet, hatten alsdann Carl IX. und sein großer Sohn durch glänzende kriegerische Erfolge das Reich schnell zur Höhe einer Großmacht erhoben, sein Gebiet durch stattliche Territorien erweitert, die unbefrundene Herrschaft über das baltische Meer erlangt. Die Kriege Karl des X. hatten wenigstens den schwedischen Kriegsrühm von Neuem in glänzendem Licht erscheinen lassen. Dieser Glanz war einzig durch die persönlichen kriegerischen Eigenschaften der Könige geschaffen worden; in wie vortheilhaftem Licht mußte ihr Regiment gegen das egoistische Adelsregiment erscheinen, welches, wenn es zur Herrschaft kam, die Kräfte des Landes nur für sich ausbeutete, und zuletzt noch den Schimpf schwächlicher Niederlage vor dem Feinde auf das Land lud. Um dieses verhasste Adelsregiment und seine Einflüsse zu beseitigen, dazn schien auch die Hingabe der eigenen Rechte nicht zu hoch; so wurde Carl dem XI. die unumschränkte Gewalt übertragen. Nun ward der Finanznoth wohl gewehrt, aber die harten Mittel, die der König zu diesem Zweck anwenden mußte, ließen bei Weitem kein Gefühl der Zufriedenheit aufkommen. Als der König 1697 starb, waren die segensreichen Folgen seiner Staatsverwaltung noch lange nicht so deutlich zu Tage getreten, daß man darüber die persönlichen Lasten und den Verlust althergebrachter Güter hätte vergessen können. Ebenso wenig hatten die zwei Jahrzehnde friedlichen Verhaltens gegen die Nachbarn diese mit Schwedens Machtstellung verfühnen können. Bei aller Verschiedenheit der Interessen, welche Rußland, Polen, Dänemark verfolgten, überall war ihnen doch immer Schweden im Wege; die nächste, günstige Gelegenheit mußte auch hier eine Coalition zu Stande bringen.

Mit dem Jahre 1697 beginnen sich von allen Seiten die Fäden zu der großen Katastrophe zusammenzuspinnen, die den großen Umschwung in den Machtverhältnissen der europäischen Staaten zu Wege bringt. Im Hinblick auf die bald zu erwartenden neuen Verwicklungen hatte Ludwig XIV. 1697 den Frieden von Ryswick abgeschlossen, sich mit mäßigeren Zugeständnissen begnügend, als je vorher. Noch im Monat des Friedensschlusses hatte er bereits den Grafen von Harcourt nach Madrid abgesandt, um durch ihn die spanische Erbfolge im alleinigen französischen Interesse regeln zu lassen. In demselben Jahr war auf Carl XI. in Schweden sein funfzehnjähriger Sohn Carl XII. gefolgt; was man von den Neigungen und der Lebensweise des jungen Königs hörte, war der Art, daß die Nachbarn wohl meinen konnten, jetzt sei der zu einem Angriff auf Schweden günstige Zeitpunkt gekommen. Anlaß zu einem solchen

war für jeden der Nachbarn Schwedens da. Im Jahre 1697 hatte der Czar Peter seine erste Reise über Deutschland nach Holland und England unternommen. Was bisher schon vielfach seine Gedanken beschäftigt hatte, der nähere Anschluß seines großen Reiches an Westeuropa, war durch das, was er nun geschaut hatte, zum festen Entschluß gereift. Die Besitznahme eines Theiles der baltischen Seeküste war dazu nothwendig; der Krieg mit Schweden unvermeidlich. Darum schloß der Czar bei seiner Rückreise nach Rußland zunächst einen Bund mit August II., König von Polen, der gleichfalls im Jahre 1697 in den Besitz der polnischen Krone gelangt war. Am Wenigsten lag wohl für August II. ein directer Grund zum Angriff auf Schweden vor, da die Polen sich durchaus für einen solchen nicht interessirten. Ihm war der Krieg gegen Schweden nur ein Mittel zu anderen Zwecken. Durch Eroberung von Livland, durch allmähliges Herbeiziehn eines sächsischen Heeres hoffte er seiner Stellung als König einen festern Halt zu geben. Den beiden Verbündeten schloß sich der im Jahre 1699 zur Regierung gelangte König Friedrich IV. von Dänemark an. Abgesehen von den vielfachen Unbilden, die gerade Dänemark von Seiten Schwedens erlitten, trieb ihn dazu das langjährige, für Dänemark unerträglich gewordene Verhältniß zu Schleswig-Holstein, das ohne Krieg gegen Schweden nicht in dänischem Interesse geordnet werden konnte *).

*) Nach Friedrich I. Tode 1533 folgte als König in Dänemark sein ältester Sohn Christian III.; der jüngere Sohn Adolph erhielt durch väterliche Verleihung Holstein nebst einem Theile von Schleswig, doch in der Weise, daß die höheren Regierungsangelegenheiten, wie Besteuerung, Krieg, höhere Rechtspflege gemeinsam sein sollten. Dies Verhältniß ging ungestört etwa hundert Jahr fort. Aber seit den Zeiten Karl des X., der mit Hedwig Eleonore, Tochter Herzogs Friedrich von Holstein, vermählt war, suchten die Herzoge sich von Dänemark unabhängig zu machen, und fanden bei diesem Bestreben immer einen Rückhalt an Schweden. Von nun ab ward die Stellung Holsteins zu Dänemark den mannigfachsten Schwankungen unsertworfen, je nach dem Gewicht, das Schweden oder Dänemark einzusetzen vermochten. Durch die Friedensschlüsse von Roeskild und Kopenhagen 1660 ward die Lehnsabhängigkeit Schleswigs von Dänemark, sowie alle Gemeinschaft der Verwaltung Holsteins mit Dänemark aufgehoben. Diese Selbstständigkeit der Nebenlande zu brechen, wurde seitdem bei jeder günstigen Gelegenheit von Dänemark versucht. So ward nach der Niederlage der Schweden bei Fehrbellin Herzog Christian Albert von Holstein im Vertrage von Rendsburg gezwungen, den Vortheilen obiger Friedensschlüsse zu entsagen, aber bei Abschluß der Friedensverträge von Fontainebleau und Lund 1679 nöthigte Ludwig XV. Dänemark, die 1660 für Schleswig-Holstein getroffenen Bestimmungen wieder zu acceptiren. Ein abermaliger Versuch König Chri-

In demselben Jahr, da die Kriegsunternehmungen im Osten in Gang kamen, trat auch in Spanien das Ereigniß ein, welches das westliche Europa in ein allgemeines Kriegstheater verwandelte. Um dieselbe Zeit, da Carl XII. auf dem Zuge nach Narva war, starb König Carl II. von Spanien am 1. November 1700. Sobald sein Testament bekannt geworden, durch welches Ludwigs zweiter Enkel, Philipp von Anjou, zum Universalerben der spanischen Monarchie eingesetzt war, stand halb Europa gegen Frankreich in Waffen.

Welche Aussichten hatten die beiden angegriffenen Staaten bei dem neu eröffneten Kampf? Frankreich ging lange nicht mehr mit vollen Kräften in den Kampf; die drei letzten Friedensjahre hatten natürlich bei Weitem nicht ersetzen können, was der Nation in den drei Jahrzehnden von 1665—1697 an materiellen Kräften war entzogen worden. Noch schlimmer war, daß die Zahl der tüchtigen Staatsmänner und Heerführer immer kleiner geworden war. Die Generation der Colbert und Louvois, der Condé, Turenne und Luxembourg war dahin; ihre Nachfolger waren mehr nach dem Grade ihrer Ergebenheit und Unterwürfigkeit, als nach dem der Brauchbarkeit und Tüchtigkeit gewählt worden. Und mit diesen Kräften trat man einer Coalition entgegen, an deren Spitze ein gewiegter Staatsmann wie Wilhelm von Oranien stand, und deren Heere durch die beiden größten Feldherrn ihrer Zeit geführt wurden, einer Coalition, die nach den bitteren Erfahrungen der letzten Jahrzehnde fest entschlossen war, den Absichten Frankreichs sich mit allen Kräften zu widersetzen.

Durchaus günstiger war die Lage Schwedens seinen Widersachern gegenüber. Hatte gleich der vergnügungssüchtige junge König in den drei ersten Jahren seiner Regierung die väterlichen Schätze großentheils erschöpft, so daß bereits einige Anleihen gemacht waren, so hatte doch die Regierung seines Vaters den Wohlstand des Landes gehoben. Carl des XI. Friedensliebe hatte ihn dabei die Bedeutung einer tüchtigen Wehrkraft nie unterschätzen lassen. Noch in den letzten Jahren seiner Regie-

stian des V., den Herzog Christian Albert zur Unterwürfigkeit zu zwingen, wobei er den unnachgiebigen Herzog sogar aus dem Lande vertrieb, endete für Dänemark nicht günstiger. Der König ward gezwungen, die Vermittlung des Kaisers, der Curfürsten von Sachsen und Brandenburg, Englands und Hollands anzunehmen, und den Vergleich von Altona 1689 zu schließen, durch welchen die Bestimmungen von Köskilde, Kopenhagen, Lund wieder bestätigt wurden. Durch Vermählung von Christian Alberts Sohn, Herzog Friedrich IV. mit Hedwig Sophie, Carl des XII. Schwester, ward das Band zwischen Holstein und Schweden noch enger geknüpft; schwedische Truppen zogen als Besatzungen in die Festungen des Herzogs ein.

rung wurde mehr als die Hälfte der Staatseinnahmen für das Heer verausgabt *). In diesem Heer lebte noch immer das Andenken an die glorreichen Kriegsthaten vergangener Zeiten fort. Vor dem unmittelbaren Angriff seiner Gegner war Schweden zudem durch seine überseeischen Vorburgen gesichert; Verabredungen zu gleichzeitigen gemeinsamen Operationen waren den gegen Schweden Verbündeten schon durch die räumlichen Entfernungen fast unmöglich gemacht. Ehe der mächtigste der Gegner, der russische Czar, seine noch ungeübten Heere aus weiter Ferne ins Feld führte, konnte der nächste Nachbar, Dänemark, bereits in die größte Bedrängniß gebracht sein; am Wenigsten war der König von Polen zu fürchten, dessen Unterthanen die Unternehmungen ihres Königs nur mit Mißtrauen und Widerwillen betrachteten. Aber nur zu bald zeigte sich, daß alle diese Vortheile, zu denen noch unerwarteter Weise persönliche Tapferkeit und ein nicht gewöhnliches Feldherrngeschick des jungen Königs kamen, unglücklicher Weise durch Eigenschaften, die in dem persönlichen Character des Königs lagen, vollständig paralytirt wurden. Die Heißblütigkeit und Energie der Wasas waren in ihm zu einem wahnwitzigen Starrsinn gesteigert, der auch die günstigsten strategischen, wie politischen Conjunctionen zerstörte und Alles verdarb.

Die Kriegseignisse, die nun Europa während des ersten Jahrzehndes des neuen Jahrhunderts erschütterten, hatten eine vollständige Umwandlung der politischen Situation im europäischen Staatensystem zur Folge. Die vollständige Ohnmacht, zu welcher beide Mächte auf den Schlachtfeldern herabgedrückt wurden, mußte sowohl ihre auswärtigen Beziehungen, wie auch die innern Verhältnisse in beiden Ländern anders gestalten. Aber bei Weitem doch nicht in gleicher Weise; waren doch die Grundlagen beider Monarchien durchaus ungleichartige gewesen. Nur zeitweilig durch dieselben Momente in gleichartige Bahnen getrieben mußten jetzt, da diese Momente vor neuen maßgebenden Potenzen zurücktreten, die Verschiedenheiten in den Verhältnissen beider Staaten wieder deutlich hervortreten. Schweden traf natürlich der Rückschlag viel härter. Auf einmal verlor es fast seine sämtlichen Nebenlande; nie konnte es mehr ernsthaft an die Wiedergewinnung derselben denken. Die schwächlichen Versuche dazu trugen ihm nur immer neue Schädigung ein; zuletzt auf die natürlichen Gränzen der scandinavischen Halbinsel beschränkt, hat es die Großmachtsgedanken für immer aufgeben müssen. Aber auch

*) Von 4,412000 Thalern für das Heer ausgegeben 2,480000 Thaler.

das absolute Königthum ward alsbald in den Sturz des Staates hineingezogen. Und wie konnte es anders sein? War doch dies Königthum in seiner vollendeten, gesetzlich begründeten Form erst eine Neuschöpfung, die nur nach Jahrzehnden zählte, die nicht in den Anschauungen des Volkes wurzelte, und sich nie des Beifalls der gesammten Nation zu erfreuen gehabt hatte. Die persönliche Tüchtigkeit einzelner Könige hatte unter der Gunst der Zeiten die Aufrichtung desselben zu Stande gebracht. Wenn nun die neue Macht sich so schlecht bewährt und das Land ins Verderben gestürzt hatte, was war natürlicher, als daß der Inhaber derselben schnell von der Höhe herabsteigen mußte, die er nur kurze Zeit eingenommen hatte. So wurde denn unmittelbar nach dem plötzlichen Tode Carl des XII. noch vor vollständiger Beendigung des unseligen Krieges die Herrschaft über das Land wieder von dem hohen Adel in die Hand genommen. Das Wahlkönigthum ward eingeführt, und die nächsten Könige genossen nicht größeres Ansehen, als die Unionskönige des fünfzehnten Jahrhunderts. Auch gelang es ihnen nie mehr, die königliche Gewalt dauernd zu der Stufe zu erheben, auf welche Carl XI. sie gebracht hatte. Die Restituirung des Absolutismus durch Gustav III. nahm für ihn einen tragischen Ausgang. Nachdem dann das eigenwillige Gebahren seines Nachfolgers das Eril des Wasastammes nach sich gezogen, mußte sich das Königthum in Schweden den Ideen einer neuen Zeit gemäß gestalten.

Ward nun gleich Frankreich durch den spanischen Successionskrieg eben so furchtbar gedemüthigt wie Schweden und vollständig erschöpft, so waren doch die Veränderungen, die hier eintraten, nicht gleich so stark in die Augen fallende, wie in Schweden. Der große Unterschied in der Bedeutung beider Länder im europäischen Staatensystem trat aufs deutlichste hervor. Die Lebenskräfte eines solchen stattlichen Staatsorganismus, wie Frankreich, konnten nicht so plötzlich abwelken. Schon in den Friedensschlüssen von 1713 und 1714 erlangte es, da die Bande der großen feindlichen Coalition sich durch mancherlei Umstände gelockert hatten, ungleich günstigere Bedingungen als Schweden. Außer dem Verlust einiger überseeischer Territorien an England hatte es keine Minderung seines europäischen Staatsgebiets zu beklagen, ja es setzte die eine Hälfte seiner Ansprüche, um deren will der große Kampf entbrannt war, durch. Noch weniger wurden sogleich der absoluten Königsgewalt Schranken gezogen. Wenngleich Ludwig dem XIV. der Fluch des Volkes ins Grab folgte, so blieb doch die äußere Machtvollkommenheit des Königsthums zunächst

unangetastet und unerschüttert. Sein Ansehen war noch zu festgewurzelt in der Nation; hatte es sich doch seit vielen Jahrhunderten als den lebendigen Mittelpunkt des Staates erwiesen. Erst allmählig wandte sich die Nation von diesem Königthum ab, als sie erkannte, daß dasselbe auf der einmal eingeschlagenen verderblichen Bahn fortwandelnd, in seinen Leistungen immer schwächer wurde, seine Pflichten immer gewissenloser versäumte, und doch von seinen Ansprüchen nicht das Geringste aufgeben wollte. Die französische Regierung fuhr auch im achtzehnten Jahrhundert fort sich bei allen europäischen Verwicklungen zu betheiligen, aber mit immer mehr schwindenden Kräften und immer geringeren Erfolgen. Während Frankreich aus dem polnischen Erbfolgekrieg noch mit der lothringischen Beute hervorging, mußte es sich aus dem österreichischen Erbfolgekrieg, ohne etwas errungen zu haben, zurückziehen. Der siebenjährige Krieg endlich documentirte offen Frankreichs militärische Erschlaffung zu Wasser und zu Lande, und trug ihm den Verlust seiner Hauptcolonien an England ein. Hand in Hand mit diesen geringen Leistungen nach außen ging die grauenhafteste Verwahrlosung auf dem Gebiet der inneren Verwaltung, die frevelhafteste Unsittlichkeit des Hofes, die maßloseste Ueberbürdung des Volkes. Daß die Nation diese Zustände noch drei Viertel Jahrhundert nach Abschluß des Utrechter Friedens ertrug, legt Zeugniß davon ab, wie schwer derselben die völlige Losreißung von der Ueberlieferung fast eines Jahrtausends wurde. Diese Losreißung konnte sich nur durch die blutigste der Revolutionen vollziehen. Da erst brach die Nation aufs Vollständigste mit allen alten, auch den geheiligtesten Erinnerungen, um von da ab eine ganz neue Bahn staatlichen Lebens zu betreten.

